



BIBO LOEBNAU

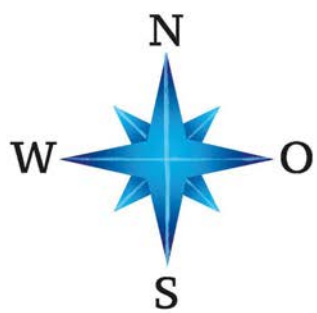
# Der Klang von Heimat

Eine Dialektreise von  
Nord nach Süd



**DUDEN**

Der Klang  
von Heimat



BIBO LOEBNAU

Der Klang  
von Heimat

Eine Dialektreise von  
Nord nach Süd

Mit Illustrationen von  
Christine Rösch

Dudenverlag  
Berlin

# Inhaltsverzeichnis

Karte	6	<b>Thüringisch</b>	
Vorwort	7	demmeln	47
<b>Plattdeutsch</b>		Hütes	51
dun	10	Nischel	53
Klönschnack	12	<b>Sächsisch</b>	
lütt	15	Bibbus	55
dat Eed	17	didschen	58
<b>Bremisch</b>		fischelant	60
buten un binnen	19	raachrn	62
stuken	23	<b>Rheinisch</b>	
<b>Hamburgisch</b>		Dürpel	65
Buscherump	25	dat Fisternöll	67
Mors	28	Kappes	69
<b>Berlinisch/ Brandenburgisch</b>		prakesieren	72
blümerant	30	<b>Kölsch</b>	
Laubenpieper	32	et ärme Dier	74
schnuppe	36	Bützje	76
Nudl	38	Pittermännche	79
<b>Westfälisch</b>		<b>Ruhrdeutsch</b>	
maimeln	40	Futtsack	81
Patt	43	Schottelplack	84
schlüren	45		

**Hessisch**

Bembel	86
gaagelisch	88
hibbe un dribbe	90
Schees	94

**Pfälzisch**

Elwetrutsche	96
Kesche	98
schlorze	101

**Saarländisch**

Batschkapp	103
Urwese	105

**Lëtzebuergesch**

Päiperlek	109
-----------	-----

**Fränkisch**

derhudzn	112
Schnerpfl	114
Schusser	116

**Bairisch**

griabig	119
a Hoibe	122
houschiach	125
Kasperlkopf	127

**Schwäbisch**

Aftermedig	129
Herrgottsbscheißerle	131
Muggaseggele	133
schaffa	136

**Schwyzerdütsch**

Chlöppli	139
chrampfe	143
Hudigäggeler	145
Pflotsch	147

**Österreichisch**

Adabei	149
Häß	152
Schmarn	154
sekkieren	156

Literaturverzeichnis	159
----------------------	-----

Danksagung /	
Impressum	160



# Vom Klönen, Babbeln, Schwätzen und Schnacken

Der Dialekt und die Sprache, mit denen wir aufgewachsen sind, vermitteln uns ein Leben lang ein warmes, vertrautes, heimeliges Gefühl. Sobald wir den heimischen Dialekt hören, werden Erinnerungen an die Lieblingsgerichte, die die Oma so lecker gekocht hat, an große Familienfeste oder gemütliche Abende mit Freunden in der Stammkneipe wach.

Manche Menschen verlassen irgendwann den Landstrich, in dem sie ihre Jugend verbracht haben, doch ihre Sprache nehmen sie mit. Selbst wenn sie woanders Hochdeutsch sprechen – sobald sie in der alten Heimat zu Besuch sind, verfallen sie augenblicklich wieder in den vertrauten Dialekt ihrer Kindheit. Denn er fühlt sich einfach gut an, wie ein kuschliger Lieblingsspulli, der immer noch passt und so herrlich nach zu Hause duftet.

Dabei ist es nicht nur die besondere Sprachmelodie oder die Aussprache, sondern es sind oft einzelne Wörter, die so nur in ganz bestimmten Regionen verwendet werden. Ich habe sie »Dialektwörter« genannt, obwohl Sprachforscher mir erklärten, dass es sich bei einigen



»Dialekten« eher um Dialektgruppen, Mundarten oder Regiolekte handelt. Mich interessierten vor allem Herkunft und Entstehung dieser Wörter und die Geschichten, die mit ihnen verbunden sind, aber ich wollte keine wissenschaftliche Abhandlung schreiben. Bei meiner Dialektreise war ich auf der Suche nach typischen Wörtern, die etwas über die Menschen, die sie benutzen, ihre Mentalität und die Region aussagen. Es wurde eine subjektive Auswahl, denn Dialekte sind etwas zutiefst Persönliches. Lange waren sie verpönt; ihre Sprecher galten als rückständig und ungebildet. Doch diese Vorurteile werden täglich von immer mehr Menschen widerlegt, die den Dialekt wieder oder neu für sich entdecken.

Manche Dinge lassen sich im Dialekt treffender ausdrücken, denn Wörter sind mehr als Vokabeln. Es klingt einfach anders, wenn jemand schnackt, babbelt, klönt oder schwätzt, anstatt nur zu sprechen. Die Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten, die uns Dialekte bieten, ist ein Geschenk, das wir pflegen sollten. Dabei ist es unmöglich, die verschiedenen Dialektregionen untereinander abzugrenzen. Uralte Dialekte machen eben nicht halt an modernen Staats- oder Bundeslandgrenzen. Auf unserer Reise habe ich die gängigen Bezeichnungen gewählt. Die Sprachwissenschaftler mögen es mir verzeihen, dass ich z. B. den »schwäbisch-alemannischen Sprachraum« schlicht »Schwäbisch« nenne.

Im hohen Norden dominiert das Plattdeutsche, die alte Sprache der Hanse. Obwohl Bremisch und Hamburgisch zum Plattdeutschen gehören, haben sie mit ihrem charakteristischen Klang eigene Rubriken bekommen, ebenso wie das Berlinische.

Die Masematte in Münster ist genau genommen ein Soziolekt, der gerade eine Renaissance erlebt. Das Ruhrdeutsch zeigt die unterschiedlichen Einflüsse der Zuwanderer, die eigene Ausdrücke mitbrachten, die in die Alltagssprache integriert wurden. Wie Sächsisch klingt, weiß jeder, doch wer hätte gedacht, dass ausgerechnet das Sächsische maßgeblich die Sprache der Bibelübersetzung Martin Luthers beeinflusste?

Bairisch ist einer der wohl beliebtesten Dialekte mit einem leidenschaftlichen Hang zur Gemütlichkeit. Das Saarland vereinigt sowohl französische Einflüsse als auch gleich zwei verschiedene Dialekte auf kleinster Fläche, und beim Nachbarn Luxemburg ist das Lëtzebuergesch eine von drei Landessprachen.

Jenseits der Alpen spricht man diverse österreichische Dialekte, die eigentlich zum Bairischen zählen, jedoch über Wörter verfügen, die vor allem dort besonders typisch sind. Das Schwyzerdütsch, das zur alemannischen Sprachfamilie gehört, lieferte mir einige ausgesprochen originelle »Wortfundstücke«.

Bei allen Unterschieden haben die verschiedenen Dialekte auch etwas gemeinsam: Herkunft und Entstehungsgeschichte der Wörter sind häufig verblüffend – selbst für Menschen, die sie tagtäglich benutzen. Und die Geschichten aus den Regionen, in denen sie zu Hause sind, lieferten mir Stoff für amüsante Anekdoten sowie Erkenntnisse über historische Zusammenhänge und überraschende Verbindungen zwischen Gestern und Heute.

In einer Welt, die sich immer schneller verändert, ist eines gewiss: Dialekte sind der unverwechselbare Klang von Heimat.

*bibo Loebnau*



# dun

*\*von innen aufwärmen\**

Wer im Norden als »dun« (auch »duhn« oder »duun«) bezeichnet wird, hat reichlich Schlagseite, denn er ist »angetrunken« oder »betrunken«. »Dun« stammt vom mittelniederdeutschen Adjektiv *dun* oder *don* ab, das »geschwollen, gespannt« hieß. Es beschrieb unter anderem die dicken Leiber des Weideviehs, das sich mit nassem Heu vollgefressen hatte, was ihm nicht gut bekam. Ähnlich fühlt man sich, wenn man zu viel gegessen (»sik dick un duhn eten«, also »essen, bis man platzt«) oder reichlich Alkohol konsumiert hat und »dun« ist.

---

Die Kombination von beidem ist das Ziel der im Winter seit gut 200 Jahren in weiten Teilen Norddeutschlands, vor allem zwischen Oldenburg und Bremen, traditionell stattfindenden »Kohlfahrten«. Dazu verabreden sich Freundes- oder Kollegengruppen, um sich schon während der obligatorischen Wanderung bei frostigen Temperaturen mit reichlich Schnaps aus mitgezogenen Bollerwagen durchzuwärmen, bevor man sich in gediegenen Lokalen an lange Tische setzt und zu fettem Grünkohl mit viel Fleisch und Kartoffeln wieder Schnaps trinkt. So geht es auch beim anschließenden »Danz op de Deel« (»Tanz auf der Diele«) weiter, bis die fröhlichen Zecher reichlich »dun« nach Hause torkeln.

Jeder Ostfrieser trinkt laut einer Statistik über 300 Liter Tee pro Jahr. Damit sind sie Tee-Weltmeister, noch vor den Briten.

Für ihre »Teetied«, die traditionelle »Teestunde« gilt: »Tee as Ölje, Kluntje as'n Sliipsteen un Rohm as'n Wulkje« – der Tee muss wie Öl, der Kandis wie ein Schleifstein und die Sahne wie ein Wölkchen sein. Doch bei Regen und Sturm an der Küste, bei »Schietwedder« (»Scheißwetter«) also oder einfach abends nach getaner Arbeit darf es gerne etwas Stärkeres sein. Laut aktuellen bundesweiten Studien hängt der Norden den Süden nicht nur beim Tee, sondern auch beim Alkoholkonsum locker ab. Zu dem herben Bier aus Norddeutschland gehört in der Kneipe oft auch ein Schnaps. Die Kombination wird »Lütt un Lütt« (»klein und klein«) genannt. Man gönnt sich »einen Lütten« (»einen Schnaps«), den es in diversen Variationen gibt: Der »Schnaps« heißt auf Plattdeutsch auch »de Kuur«, »de Snaaps«, »de Klaren«, »de Sluck«, eine Flasche Schnaps ist »en Buddel Sluck«. Der Wacholderschnaps ist »de Janever« oder »Jenever«, Kräuterschnaps »de Krüden« oder »de Bittern«, als Abschiedstrunk (nach dem Tee) heißt er »de Ofsetter«, mit einem Schuss Magenbitter »dat Spütterke«, mit Zucker »dat Pingelsööpke«. Vor dem Bier ist er »de Upwarmer« und ein kleines Schnäpschen nennt sich »de Lüttje« oder »dat Sööpke«.

Der »Köm« oder »Kööm« ist ein Aquavit oder ein klarer Kornschnaps. »De geele« (»gelbe«) Köm wird mit Kräutern und Gewürzen verfeinert. Die Arlau, die in Nordfriesland stur gen Westen in die Nordsee fließt, bildet die Grenze zwischen »geele« und »witte« (»weißem«) Köm – nördlich vom Flüsschen wird gelber Köm getrunken, südlich der weiße. Neben Schnaps wird an der Küste auch mit heißem Grog durchgewärmt, den die Seeleute aus der Karibik mitbrachten. Die Zubereitung ist einfach: »Rum mut, Zucker kann, Water bruuk nich«. Oder auf Hochdeutsch: Rum muss, Zucker darf, Wasser kann (alles verderben).



# Klönschnack

*\*gemütlich miteinander plaudern\**

Das plattdeutsche Wort »Klönschnack« setzt sich aus den Verben »klönen« und »schnacken« zusammen, die auf den ersten Blick etwas sehr Ähnliches meinen, allerdings mit feinen Bedeutungsnuancen. »Klönen« kommt sehr wahrscheinlich vom altfriesischen *klinna* für »klingen, schallen« und ist verwandt mit dem niederländischen *kleunen* für »klopfen, »schlagen«. Es handelte sich also auf jeden Fall um etwas Lautes im Sinne von »mit durchdringender Stimme reden« oder auch »laut und anhaltend jammern«. Das hat sich inzwischen verloren. Heute benutzt man das Wort in ganz Norddeutschland mit der Bedeutung »gemütlich schwatzen«. Später bekam es eine leicht negative Note im Sinne von »Unnützes schwatzen, schnattern«. Wie »klönen« ist auch »schnacken« lautmalend und hat seinen Ursprung möglicherweise in der schnappenden, schnellenden Bewegung des Mundes oder dem Klatschen oder Schlagen mit der Peitsche.

---

Recht frei könnte man »Klönschnack« also mit »schwatzen-schwatzen« oder »redenreden« übersetzen, was nach einem besonders ausführlichen und wortreichen Gespräch klingt. Das aber ist eher untypisch für die als wortkarg bekannten Norddeutschen. Ihnen genügt ein schlichtes »Moin« als Begrüßung zu jeder Tageszeit. Moin geht »jümmers« (»immer«), da es nicht von »Morgen« kommt, sondern von plattdeutsch »moi«, was einfach »gut« heißt. So umfasst das kurze,



einsilbige Wort den ganzen Tag: den Morgen, den Mittag und den Abend. Das gedoppelte »Moin Moin« empfindet ein Küstenbewohner bereits als übertriebenes »Gesabbel«.

Zum »Klönschnack« braucht man Zeit, denn damit umschreibt man das gemütliche Zusammensitzen, um ein bisschen miteinander zu plaudern. Während draußen die steife Brise von Nord- oder Ostsee bläst, sitzt man hinterm Deich entweder behaglich in der »guten Stube« bei einer dampfenden Tasse Tee und einem Stück Butterkuchen oder in der Dorfkneipe bei Bier und »Köm« bzw. »Kööm« (»Korn, Kümmelschnaps«). Und da »schnackt« man dann nicht, sondern man »klönt«.

Zwischen »klönen« und »schnacken« besteht im Verständnis der Norddeutschen ein gravierender Unterschied. Während man zum »Klönen« Zeit und Ruhe braucht, um ganz »suutje« oder »sutsche« (»entspannt, ohne Hektik«) einen »auszuklönen«, ist das »Schnacken« oder besser der »Schnack« oder »Snack« weit weniger entspannt. Dafür braucht man weder Tee noch Kaffee, den kann man auch zwischendurch erledigen: »Wi willen'n lütjen snak mit 'n ander holden« (»Wir wollen uns mal kurz unterhalten«). »Een dummen snack« ist albernes Gerede; »von snack kummt snack« bedeutet »durch Tratsch verbreitet sich Klatsch«; »dat is de ole snack«, »das ist die alte Leier«; »aan snack«, »ohne Gerede, im Ernst«; »dat iss'n anner snack« heißt »das ist eine ganz andere Sache«.

Mit »Klugschnacken« beschreibt man übrigens keine besonders intelligente Unterhaltung, sondern meint: »jemandem etwas auf-, an- oder abschwatzen«. Und wer viel »schnackt«, macht sich in einer eher schweigsamen, wortkargen Umgebung zum Außenseiter. Der wird dann schnell zum »Schnacker«, also einem, der viel und gern Blödsinn redet, eine »Sabbeltasche« oder einfach ein Spinner ist. Moin!



# lütt

*\*klein, aber oho\**

Das Wort »lütt« ist mit dem englischen Wort *little* verwandt und stammt von althochdeutsch *luzzi*, mittelhochdeutsch *lütze*, *lüz*, *lützel* ab, was »klein, gering, wenig« bedeutet. Das Adjektiv *lützel* gab auch »Luxemburg« (»Lützelburg« oder »Lützelenburg«, kleine Burg) seinen Namen. Als »Lütte« und »Lütter« werden im Plattdeutschen »Mädchen« und »Junge« liebevoll bezeichnet, die »Kinder« sind einfach »die Lütten«. Plattdeutsch wird nicht nur an den Küsten von Nord- und Ostsee gesprochen, sondern weltweit von fast zehn Millionen Menschen – es gibt Sprachinseln in Brasilien, Dänemark, Kanada, Russland und den USA. An der Aussprache kann ein Plattdeutschsprechender erkennen, aus welcher Region sein Gegenüber stammt. In Niedersachsen und Schleswig-Holstein ist der Dialekt am weitesten verbreitet. An der Ostsee spricht man Mecklenburger Platt, in Westfalen hört man Münsterländer Platt und auch in Teilen Brandenburgs, wie in Teltow-Fläming und der Uckermark, »schnackt« oder »proatet« – auch hier unterscheiden sich die Dialekte – man noch Platt.



So kannte es auch der Dichter Theodor Fontane, der mit seiner Ballade aus dem Jahr 1889 den Ort Ribbeck in Brandenburg legendär machte, als er die Geschichte vom großzügigen »Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«, der offensichtlich Plattdeutsch sprach, erzählte:



»Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, ein Birnbaum in seinem Garten stand, und kam die goldene Herbsteszeit und die Birnen leuchteten weit und breit, da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl, der von Ribbeck sich beide Taschen voll. Und kam in Pantinen ein Junge daher, so rief er: ›Junge, wiste 'ne Beer?‹ Und kam ein Mädél, so rief er: ›Lütt Dirn, kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.«

Die »lütt Dirn« oder auch »Deern« oder »Dern« ist ein kleines »Mädchen«, die »Beer« keine Beere, sondern eine Birne. Die adelige Familie von Ribbeck gab es im Dorf Ribbeck, 30 Kilometer von der westlichen Stadtgrenze Berlins entfernt, wirklich. Sie erhielt im Jahr 1485 vom Kurfürsten drei Güter als Lehen und erbaute dort ein Gutshaus, an dessen Stelle 1893 ein Schloss errichtet wurde, das heute dem Landkreis gehört. Obwohl nicht belegt ist, dass Fontane tatsächlich vor Ort war, taucht in seiner Ballade ein »Doppeldachhaus« auf, das wohl den Vorgängerbau beschreibt. Nachfahren der Familie von Ribbeck kehrten nach der Wende zurück – nicht ins schon 1944 durch die Nazis enteignete und durch die Bodenreform 1947 erneut verlorene Schloss, sondern in den Kutschpferdestall gegenüber und die ehemalige Brennerei. Dort verkaufen sie jetzt edle Schnäpse und Essig aus Birnen.

Ihr Vorfahr Hans-Georg von Ribbeck, über den Fontane schrieb, starb 1759 und ließ sich netterweise eine Birne mit ins Grab legen, aus der später ein für die Kinder zugänglicher Baum wuchs. Leider stockte der Obstnachschieb 1911, als der alte Stamm durch einen Sturm brach – sein Stumpf steht heute in der alten Dorfkirche. Inzwischen herrscht in Ribbeck ein Überfluss an Birnbäumen – zur Förderung des Tourismus und in Erinnerung an den edlen Spender, der noch nach seinem Tod die »Lütten« beglückte: »Und kommt ein Mädél, so flüstert's: ›Lütt Dirn, kumm man röwer, ick gew' die 'ne Birn.«



heißen, 700 000 Schokoladentäfelchen, 220 000 Pralinen-schachteln und 300 000 Blumensträuße (»Strüßjer«) unters jubelnde Volk am Straßenrand, während mehr als 20 fantasievoll gestaltete Mottowagen mit politischen und gesellschaftlichen Motiven, die die aktuellen Geschehnisse humorvoll aufs Korn nehmen, vorbeiziehen. Beim größten Karnevalsumzug Deutschlands feiern mehr als eine Million Jecken in bunter Kostümierung den »Zoch« (Zug) und rufen »Kölle alaaf!«, während über 60 Festwagen, 40 Kutschen, über 3000 Fuß- und Tanzgruppenmitglieder, 2100 Musiker in 62 Kapellen, 620 Reiter und Kutscher mit 320 Pferden an ihnen vorüberziehen. Die Spitze des »Zochs« erreicht nach knapp vier Stunden den Endpunkt an der Mohrenstraße. Zu diesem Zeitpunkt haben sich die letzten Teilnehmer am Chlodwigplatz allerdings noch nicht mal in Bewegung gesetzt. Bis sämtliche Wagen, Fußgruppen und Musikkapellen die gut sieben Kilometer lange Strecke geschafft haben, dauert es mindestens zwei bis drei weitere Stunden.

Die Zeit wird den Jecken aber selbst bei schlechtem Wetter nicht lang, weil sie seit Tagen für den Höhepunkt der närrischen Zeit »trainieren«. Gefeiert wird bei reichlich »Kölsch« (Bier) nämlich bereits seit Donnerstag: Mit dem »Wieverfastelovend« (der »Weiberfastnacht«), an dem viel »gebützt« wird, beginnen die tollen Tage am Rhein, die besonders im heimischen »Veedel« (»Viertel«) über das ganze Wochenende in den geschmückten Kneipen und beim »Veedelszoch« (den kleineren Karnevalsumzügen) ausgiebig zelebriert werden. Erst am Aschermittwoch ist alles vorbei – aber nur bis zum nächsten Jahr, wenn es wieder heißt: »Kölle alaaf!«



# Pittermännche

*\*Behälter für einen süffigen Skandal\**

In Köln trinkt man sein Kölsch aus schmalen, kleinen Gläsern. Passenderweise ist auch das Fass, in dem das helle, obergärige Bier verkauft wird, eher klein: Nur zehn Liter passen in das handliche Holzfass, das im Rheinland seit über 100 Jahren liebevoll »Pittermännche« genannt wird. Obwohl ursprünglich nur für die kleinen verwendet, nennt man inzwischen auch Fässer mit bis zu 50 Litern Fassungsvermögen »Pittermännche« oder kurz »Pitter«. Woher der Name kommt, ist nicht mehr zu klären. »Pitter« zumindest ist die rheinische Form von »Peter«. Mit der zusätzlichen Verkleinerung des »Mannes« zum »Männchen« wird die Winzigkeit deutlich untermalt. Möglich ist auch, dass »Pitter« vom französischen *petit* (klein) kommt, denn das Wort »Pitterken« benutzt man im Rheinland noch für andere kleine Dinge wie das Kerngehäuse eines Apfels, ein kleines Zusatzkissen oder ein kleines Schälmesser. Während man sein Fässchen langsam leert, kann man wunderbar ein bisschen kölsche Grammatik üben wie die Deklination von »kommen«: Ich kumme, do küss, hä kütt, mir kumme, ehr kutt, se kumme.

---

In den typischen Kölner Bierkneipen wird Kölsch aus schmalen 0,2-Liter-Gläsern, den »Stangen«, getrunken. Für größere Gruppen kann man beim »Köbes« (Kellner) auch gleich ein »Pittermännche« bestellen, das direkt auf dem Tisch oder auf einem Gestell daneben platziert wird, sodass die Gäste ihre



# Chlöppli

*\*hält alles ordentlich an seinem Platz\**

Vor allem in Zürich und in der Ostschweiz bezeichnen die Wörter »Chlöppli«, »Chlupperli« und »Chlüpperli« eine Wäscheklammer. Dabei handelt es sich um eine Verkleinerungsform von »Chluppe«, einem zangenartigen, festklemmenden Gerät. Es leitet sich ab von »chlüübe«, was »kneifen« bedeutet und auf das althochdeutsche *kliuban* für »spalten« zurückgeht. Die Ur-Chluppe und das Ur-Chlöppli waren einfach ein gespaltenes Stück Holz. Das typisch schweizerdeutsche Suffix »-li« ist ein sogenannter Diminutivaffix, also eine Nachsilbe, die eine Verkleinerung oder Verniedlichung anzeigt. Sie entspricht dem hochdeutschen »-chen« oder »-lein«, dem schwäbischen »-le« und dem bairischen »-erl«. Neben dem tief im Rachen gesprochenen »ch« ist das »-li« das für Laien markanteste Kennzeichen des Schweizerdeutschen. Die Rüebliorte mit Rüben (»Karotten«) und das Birchermüesli, das ursprünglich ein »Birchermus« war, haben sicher dazu beigetragen.

---

Das Chlöppli ist für die Schweizer ein wichtiges Utensil. Denn die Schweizer lieben die Sauberkeit. Sie gehört zum helvetischen Selbstbild wie Pünktlichkeit und Diskretion. Teilweise artet diese Obsession allerdings etwas aus, zum Beispiel wenn die Gastgeber einfach schon mal mit dem Abwasch anfangen oder den Tischstaubsauger surren lassen, obwohl ihre Gäste noch am Tisch sitzen. Schweizer Häuser betritt man tunlichst nicht mit Schuhen, sondern nur auf Socken und am besten

studiert man vor Einzug in eine neue Wohnung erst mal gründlich die schriftlich festgelegten »Herdputzvorschriften«, um bei der späteren Wohnungsabgabe keine böse Überraschung zu erleben.

Mit der Sauberkeit nahmen es die Schweizer allerdings nicht immer so genau. Die Schweizer Söldner der frühen Neuzeit galten in Europa eher als »Güllebuben« mit Käse im Almöhi-Bart. Vermutlich bildete sich das Sauberkeitsimage im 19. Jahrhundert heraus, als die Schweiz sich zum Kurort mauserte, in dem Hotels und Sanatorien besonderen Wert auf Hygiene legten. Dazu kamen die saubere Bergluft, die kristallklaren Seen und Bäche in einer von Abfall unberührten Natur, die entsprechend vermarktet wurde.

Ganz nebenbei dient die Schweizer Sauberkeit auch der Kontrolle. Wenn es überall sauber ist, fällt Abweichendes, Buntes, Fremdes natürlich deutlicher auf. Wo alles blitzblank und makellos ist, stören Abweichler und Schmutzfinken. Doch sogar sehr reinliche Zeitgenossen können sich bei ihren Nachbarn unbeliebt machen – beim Wäschewaschen oder vielmehr der Trocknung der frischen, sauberen Wäsche. Denn in der Schweiz gibt es ein Gesetz, das das Aufhängen von Wäsche an Sonn- und Feiertagen draussen strikt verbietet.

Da sind die Schweizer ziemlich »bünzlig«, was »spießig« bedeutet. Die Hausordnungen der meisten Mietshäuser verfügen sogar auch für die Werktage: »Aushängen der Wäsche unter Fenstern und von aussen sichtbar auf den Balkonen ist untersagt.« Die Begründung des zuständigen Hauseigentümerverbands klingt sehr schweizerisch: »Aus ästhetischen Gründen. Es sieht einfach nicht gut aus, wenn von allen Balkonen Wäsche hängt.«

Wohl dem, der einen eigenen Garten hat. An der frischen Luft wird – natürlich nur unter der Woche – auf der »Stewi«



genannten Wäschespinne die Wäsche mit den Chlöppli, Chlupperli oder Chlütterli befestigt. In größeren Wohnblocks bleibt nur der Rückzug samt Wäscheklammern in den Trockenraum. Doch da lauert neues Ungemach: Es droht der sprichwörtliche »Waschküchenstreit« um Waschplan und Wäscheleinenbelegung. Der Schweizerische Hauseigentümerverband sieht das Problem nicht: »Wenn man sich mit den Nachbarn und dem Vermieter zweckmässig organisiert, sollte es möglich sein, aneinander vorbeizukommen.«

Die moderne Alternative ohne Chlöppli, Chlupperli oder Chlütterli ist der Wäschetrockner, der in der Schweiz »Tumbler« heisst. Inzwischen »vertumbeln« die Schweizer jedes Jahr 550 Millionen Kilowattstunden Strom, was dem Energieverbrauch von Basel und Winterthur zusammen entspricht. Das »Grillieren«, also Grillen, auf dem Balkon ist übrigens sehr viel seltener verboten. Vielleicht gehen klimabewusste Schweizer Mieter irgendwann dazu über, ihre Wäsche zu räuchern, anstatt sie zu trocknen.



## *Griass di, Moin, Tach!*

Dialekte zeigen, wie vielfältig und bunt unsere Sprache ist. Im Norden redet man Plattdeutsch, im Süden Bairisch oder Alemannisch; dazwischen hört man Sächsisch, Thüringisch, Rheinisch und vieles mehr. Es lohnt sich, den Menschen gut zuzuhören, denn ihre Sprache verrät viel über ihr Lebensgefühl und ihre Traditionen. Viel Spaß auf dieser Reise durch die deutschen Mundarten!

ISBN 978-3-411-72363-8  
15 € (D) · 15,50 € (A)



9 783411 723638

[www.duden.de](http://www.duden.de)